

Bora Cosic: Laudatio auf Barbara Antkowiak

Vor einiger Zeit schrieb ich ein Gedicht über die Kunst des Übersetzens. Darin wird erläutert, dass es eine schwierige und mühsame Angelegenheit sei, einen Text aus der einen in eine andere Sprache zu übertragen, als überführe man ein Schiff von einem Flussniveau auf ein anderes. Dafür sind viele Zahnräder und ähnliche Gerätschaften von Nöten, begleitet von großen Fertigkeiten und enormem Fleiß. Als vernähme ich jenes Knarren und Krachen, das dann zu hören ist, wenn sich ein Schiff, das auf dem Kanal fährt, in ein anderes verwandelt, das nun den Fluss erreicht.

Das alles habe ich im Sinn, wenn ich mich anschicke, über unsere liebe Barbara Antkowiak zu sprechen, die viele Schiffe unserer Sprache auf ihren Händen in den See der deutschen Kultur getragen hat. Und das alles, während sie in der friedlichen Stille ihres Zimmers arbeitete. Und doch höre ich aus der Ferne das Knarren ihres Tuns und das Krachen ihrer Arbeit. Ohne diese Arbeit würden die Boote unserer Worte nie in die fremde See stechen, die plötzlich auch zu unserem Meer wird. Ich eigne mich nicht für Festreden, ich kann mich nur in Bildern äußern. Also habe ich ein Bild vor Augen, in dem diese grazile Dame mit ihrem zierlichen Körper unseren literarischen Lastkahn zieht, so wie es einst die Wolgaschiffertaten. Die eingespannt waren in schwere Geschirre, an denen die kostbare Last hing, die für die Menschen flussabwärts bestimmt war. Denn das menschliche Leben entwickelt sich an vielen Flussufern, und bisweilen sind es Baumaterialien für ihre Häuser, die sie erreichen sollen, manchmal ist es der Weizen für ihr Brot und wieder ein anderes Mal Nahrung für ihre Seelen.

Ich bin mir nicht immer sicher, ob das deutsche Volk, welches an den hiesigen europäischen Ufern siedelt, das Brot meiner Sprache nötig hat, aber meine Barbara schleppt ihr Boot in der Überzeugung, dass sie zumindest einen Teil ihrer Stammesbrüder mit dieser Last erfreuen wird. Sie arbeitet daran Jahr um Jahr, Jahrzehnt um Jahrzehnt, sodass jene Wolgaszene recht realistisch anmutet: die Bücherberge, die sie übersetzt hat, würden kaum in den größten Lastkahn der alten russischen Schiffer passen.

Heute ist der Augenblick gekommen, das gesamte Ausmaß ihrer Arbeit zu erfassen. Als wäre sie selbst auf die Pyramide dieser Druckerzeugnisse geklettert, um uns von oben zuzuwinken - zum Ruhm unserer gemeinsamen literarischen Tätigkeit. Vor einiger Zeit gefiel Barbara mein Text über ein Hündchen. Immer wieder traf ich auf der Türschwelle zu einer Buchhandlung einen weißen Hund, der diesen Laden manchmal auch betrat, und als er von dort - wie aus einem Hundekontor - zurückkehrte, stellte ich mir in meiner surrealistischen Phantasie vor, dass es sich nun um ein anderes Tier handele. Als gäbe es ein Hündchen von der Straße und eines aus dem Laden. Heute weiß ich, dass jeder von uns, der sich mit literarischer Arbeit befasst, ein solches doppeltes Hündchen ist, vor allem jene unter uns, deren Arbeit und Leben zwischen zwei Sprachen verlaufen. So sind wir alle in der Position dieses achtbaren Tieres, das - als ob es sich verstellen würde - einmal das eine und dann wieder das andere ist. Wir bellen fröhlich die Welt um uns herum an, und manchmal wird es zum wütenden Kläffen. Also handelt es sich hier um unsere gemeinsame Biografie - die der Autoren und die der Übersetzer. Denn wir gehören zur selben Gattung, zur selben Familie, aber unsere Epiphanien unterscheiden sich.

Übersetzen stellt außerdem einen Grenzfall dar, jene Linie zwischen verschiedenen Welten. Das ist vor allem von Bedeutung für eine Person wie meine

Barbara Antkowiak, dessen Leben zum Großteil in der geteilten Stadt verlief. Auf deren Straßen sich eine Mauer in den Weg stellte, als bliebe dem Menschen eine Gräte im Halse stecken. Heute möchte ich sagen, dass es sich um die Gräte im Hals vieler von uns handelte und der menschlichen Spezies im Allgemeinen. Als bemühe sich die Person, die einen fremden Dichter übersetzt, ihre neue Version der Poesie vorbei an den Bajonetten der Wächter zu bekommen, vorbei auch an jener Barriere, an der sogar die Fenster der Grenzhäuser zugemauert werden sollten. Und sie bietet dabei den Menschen, die sich nach der Überwindung dieses monströsen chinesischen Baus im Herzen Europas sehnen, eine Art Seil an.

So verlief Barbaras Leben auf jener Seite, wie hinter einer Kulisse. Ein solches Leben kenne ich, denn auch mein Land kann ebenfalls zur DDR-Variante gerechnet werden - trotz aller schöner Beschreibungen seiner Geschichte. Die Menschen aber gaben viel darauf, dass anstelle des dummen Diktators mit der Brille bei uns ein Schlossergeselle herrschte, emanzipiert, mit einem Diamantenring, und der einen Wiener Walzer spielen konnte. Und doch setzte dieser große *bon vivant* unsere Theaterstücke ab, verbot unsere Bücher, und es gab auch ein abscheuliches Lager für Unerwünschte und Andersdenkende auf einer Adriainsel. Wir haben uns jedoch heute nicht versammelt, um die Irrwege der Geschichte zu korrigieren; wir feiern einen Dienst an Zivilisation und Kultur.

Und wenn ich über die Bedingungen rede, unten denen die geehrte Frau Antkowiak diesen Dienst leistete, möchte ich auch das Umfeld ihrer Arbeit darstellen und die Bühne ihres Seins. Die - so hat sich herausgestellt - sehr den einzelnen Panoramen der Stadt meiner Jugend ähnelt. Als ich zu Beginn der 90er Jahre nach Berlin kam, bemerkte ich, dass sich für mich im Ostteil dieser Stadt eine Vertrautheit einstellte, die von den verwahrlosten Fassaden und baufälligen Eingängen herrührte. Manchmal kam ich auf den Gedanken, dass ich mein Heim im Süden gar nicht verlassen hatte, sondern wieder dort war - in einer neuen Variante. Die Geschichte verhält sich oftmals recht seltsam. Dann nämlich, wenn sie einige ihrer Segmente in ganz verschiedenen Gegenden wiederholt. Jene Zeit etwa, in der mein Land in enorme Schwierigkeiten kam und in der ein blutiger Krieg begann, diese Periode, die die verwahrlosten Fassaden einiger Straßen noch deutlicher zur Schau stellte, schien davon zu künden, dass es so etwas schon irgendwo gegeben habe - im Ostteil der großen Stadt Berlin. So wie ich heute im Elend einer rumänischen oder ukrainischen Siedlung das erkenne, was ich in Belgrad hinter mir gelassen habe. Barbara und ich gehören nicht nur der selben Generation an, die im vergangenen Jahrhundert verloren ging, sondern wir entstammen auch jener gemeinsamen Stadt, in der wir lebten, der Metropole unseres Ungemachs. Sie kann sich schwer davon befreien, und wenn sie mich besucht und von ihrem Prenzlauer Berg nach Charlottenburg in die Sybelstraße herabsteigt, sagt sie, sie sei zu uns in den Westen gekommen.

Viele Jahre sind vergangen, in denen wir den fremden Westen oder Osten als etwas ungehörig Entferntes betrachtet haben, und alle diese Brüche, Zerrissenheiten und Entfernungen zwischen den Menschen konnten eine gewisse Zeit lang in einer einzigen Stadt untergebracht werden.

Nun bin ich in der Lage des Übersetzers, der den Text unseres Lebens für einige neue und junge europäische Menschen deuten soll. Denn diejenigen, die kommen, sind ebenfalls Flüchtlinge aus der eigenen Kindheit, aus dem Schoß der Mutter, mehr noch,

aus der Erdgeschichte, und sie versuchen, sich hier anzusiedeln, hier, wo wir schon stehen. So hören die Menschen ganz allmählich auf, Apatriden zu sein, einige früher, einige später und einige nie. Das ist meine freie Übersetzung unseres Schicksals, sie ist nicht immer wortgetreu, sie reimt sich nicht immer, aber so ist es eben, Denn Barbaras Leistungen bei der Übertragung schweren Sprachmaterials sind nicht bloß wortgetreu, so wie auch unser Dasein auf der Erde nicht immer wortgetreu ist, sondern häufig nur angedeutet und von symbolischer Form. Vielleicht kann man nur so den Ton eines Satzes, eines Buches oder des Geistes eines Menschen bewahren.

Es freut mich, dass ich einige grundsätzliche Dinge feststellen durfte, zu Ehren einer Dame aus der ersten Reihe in diesem Saal wie auch aus der ersten Reihe unserer Kultur, Frau Barbara Antkowiak.

Aus dem Serbischen von Alida Bremer